

Hans Maier

Laudatio auf Rüdiger Safranski bei der Verleihung des Josef-Pieper-Preises 2014

[Vortrag im Rahmen des Symposiums „Arbeit – Freizeit – Muße. Über eine labil gewordene Balance“
der Josef Pieper Stiftung am 11.5.2014 im Historischen Rathaus, Münster]

Rüdiger Safranski erhält den Josef-Pieper-Preis 2014. Ich habe die Ehre, die Laudatio auf ihn zu halten. Das tue ich mit Freuden – gehöre ich doch seit vielen Jahren zu denen, die diesen Schriftsteller mit Eifer lesen, von ihm lernen und profitieren.

Es ist leicht, Rüdiger Safranski zu loben, denke ich. Denn loben ihn nicht alle? Man steht als Laudator nicht allein. Man stimmt in einen großen Chor ein. Die Laufbahn dieses Autors hat in den letzten Jahren einen Höhepunkt erreicht. Seine Bücher werden gepriesen und erzielen hohe Auflagen. Sie sind in mehrere Sprachen übersetzt worden. Viele Auszeichnungen sind dem Verfasser zuteil geworden, ich greife nur einige heraus: den Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik (1998), den Premio Internazionale Federico Nietzsche der italienischen Nietzsche-Gesellschaft (2003), den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Sachbuch (2005), den Internationalen Buchpreis Corine (2009), den Oberschwäbischen Kunstpreis (2011), den Stern des Jahres der Münchner Abendzeitung in der Sparte Sachbuch (2013) – und in diesem Jahr den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Ein solcher Autor braucht offenkundig keinen Laudator mehr. Psalter und Harfe spielen fast von selbst zu seinen Ehren auf. Er ist ganz oben angekommen. Wer einmal auf dem Blauen Sofa der Frankfurter Buchmesse Platz genommen hat wie Rüdiger Safranski, der darf sich zu den Ersten der schreibenden Zunft rechnen. Zu allem Überflus hat die Frankfurter Allgemeine ihn letztes Jahr neben Daniel Kehlmann gestellt, dessen Roman „F“ 2013 an der Spitze der Literatur-Bestseller stand, während Rüdiger Safranski mit seiner Goethe-Biographie zur gleichen Zeit die Sachbuch-Bestsellerliste anführte.

Beginnen wir gleich mit dieser Goethe-Biographie Sie trägt den Untertitel „Kunstwerk des Lebens“ – und das ist ein Programm. Goethe wird in diesem umfangreichen, 750 Seiten starken Buch nicht nur als Dichter, als Schöpfer eines ausgedehnten Werkes, sondern auch als Lebenskünstler, Lebensmeister vorgestellt. Safranski bringt dazu eine Zeile aus einem Brief Goethes an Reinhard vom 22. Januar 1811 in Erinnerung: „Ich erinnerte mich dabei eines schmeichelnden Vorwurfs, den mir einst ein Jugendfreund machte, indem er sagte: Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst; und es sollte mir lieb sein, wenn es noch so wäre.“

Safranski zeichnet das Leben Goethes – ich zitiere – „als Beispiel eines gelungenen Lebens, das geistigen Reichtum, schöpferische Kraft und Lebensklugheit in sich vereint“. Dieses Leben, so erfahren wir beim Lesen, war nie ernstlich angefochten, nie vom Scheitern bedroht. Es behielt immer die

Oberhand über alle Brüche, Schicksalsschläge, Zufälle, Widrigkeiten. Es stand im Einklang mit dem Bekenntnis des Dichters in seinem Altersgedicht „Der Bräutigam“: „Wie es auch sei das Leben es ist gut.“ Solche Lebenskunst beruht freilich, das zeigt Safranski eingehend, auf einer spezifischen Lebensökonomie, einem Rhythmus des Aufnehmens und Abweisens (Safranski spricht von einem „geistig-seelischen Immunsystem“): Goethe lässt nur so viel Welt an sich heran, wie er produktiv verarbeiten kann. Ein Leben lang ist er bemüht, den Umfang seines Lebenskreises selbst zu bestimmen. Er will von Tag zu Tag entscheiden, was er an sich heranlässt und was nicht. Daraus resultiert mancher Charakterzug, den wir heute als Mangel an Mitempfinden, als unangemessene Kühle, ja als Herzlosigkeit gegenüber anderen kritisch wahrnehmen: Goethes Distanz selbst gegenüber Freunden, das rasche Beiseiteschieben von Liebesbeziehungen, das Nichtreagieren auf andere Menschen von Bedeutung wie Schubert oder Kleist, das diskontinuierliche Verhältnis zu Geistern wie Herder oder Wieland, die gestörte Beziehung zu dem zeitweiligen Auflagen- und Popularitätskonkurrenten Jean Paul (die Helmut Pfotenhauer und andere jüngst zum Gegenstand einer souveränen Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt gemacht haben).

Jedenfalls fällt solche Lebensklugheit (manchmal Überklugheit) aus dem Bild heraus, das sich die meisten Deutschen von ihren Dichtern machen. Das geläufige deutsche Dichterbild hat ja ganz andere Züge. In Deutschland liebt man vor allem jene Dichter, die sich mit dem Leben schwer tun - jene, die nicht nur Tragödien dichten, sondern deren eigenes Leben einer Tragödie gleicht: Kleist, Hölderlin, Büchner. In Sachen Poesie, so scheint es, sind wir nicht ins Gelingen, sondern ins Scheitern verliebt. Und prompt interpretieren wir Dichtung als den großen Widerpart des Lebens, sehen in ihr eine Art Kompensation für entgangenen bürgerlichen Erfolg und Lebensgewinn. Der Held muss scheitern, damit sein Werk ihn überlebt, der Dichter muss zugrunde gehen, damit seine Poesie Bestand gewinnt.

In den Nachkriegsjahren waren bei uns nicht nur Pathos und hoher Stil verboten - was man nach den rhetorischen Eskapaden der NS-Zeit verstehen kann -; es gab auch ein unausgesprochenes, aber im Stillen höchst wirksames Affirmationsverbot. Einfach Ja zu sagen zur Welt und sie nicht kritisch zu sehen, sie nicht in Frage zu stellen - das schien für Poeten ein gänzlich unangemessenes Verhalten zu sein. Daher passte Goethe und seine Weisung „Am Sein erhalte dich beglückt!“ lange Zeit einfach nicht ins Bild. Selbst Thomas Mann hatte ja den Olympier in seinem Roman „Lotte in Weimar“ (Stockholm 1939) ironisch-kühl und distanziert geschildert. In den fünfziger Jahren wertete Karl Jaspers Goethe als Vorbild und Hilfe in bösen Zeiten ausdrücklich ab und stellte ihm die griechischen Tragiker entgegen - was ihm einen Ordnungsruf von Ernst Robert Curtius eintrug. In den sechziger und siebziger Jahren und später wurden Peter Handke und Botho Strauss, die für manche in Goethes Spur zu wandeln schienen, als Dichter der Politik- und Menschenferne verdächtigt und wegen ihrer allzu nachdrücklichen „Zustimmung zur Welt“ getadelt. Selbst ein Günter Grass wurde kritisiert, wenn ihn - wie zum Glück nicht selten - pikareske Erzähllust überfiel und das Belehrende, Moralisierende zur Seite drängte. Kurzum, es brauchte Zeit, bis die öffentliche Meinung es ertrug, dass Poeten ein erfolgreiches, gelingendes Leben führten.

Da sind wir nun heute glücklicherweise ein wenig weiter - und Safranskis Goethebiographie ist ein nachdrückliches Zeugnis für diesen Wandel. Sie zeichnet Goethe, das Jahrhundertgenie, mit allen Auffälligkeiten - keineswegs blind-bewundernd oder höfisch-glättend wie viele Biographen vor ihm. Sie zeigt die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen seiner vielbewunderten Lebenskunst. Aber nirgendwo erscheint in dem umfänglichen Buch ein decouvrierender, enthüllen-

der, entblößender Zug. Nirgendwo tritt der Biograph mit dem Anspruch auf, seinem Helden die Maske vom Gesicht zu reißen. Goethe wird einfach so genommen, wie er war – und siehe da (Zitat): er „kann lebendiger und gegenwärtiger sein als manche Lebenden, mit denen man sonst zu tun hat“ (auch das hätte wohl vor wenigen Jahren noch kein Autor zu schreiben gewagt!)

Safranskis Goethebuch muss man Seite für Seite lesen – und für dieses Vergnügen muss man sich ausgiebig Zeit nehmen, so wie auch der Autor sich viele Seiten für seinen Helden gönnt. Freilich: Safranski kann auch knapper schreiben – wenn nötig sogar in lexikalischer Kürze. Ich zitiere sein Goethe-Porträt in der Vorbemerkung:

„Ein junger Mann aus gutem Hause in Frankfurt am Main, studiert in Leipzig und Straßburg, ohne rechten Abschluss, wird am Ende doch Jurist, ist andauernd verliebt, ein Schwarm junger Mädchen und reiferer Frauen. Mit dem ‚Götz von Berlichingen‘ wird er in Deutschland berühmt, nach Erscheinen der ‚Leiden des jungen Werther‘ redet das literarische Europa von ihm: Napoleon wird behaupten, er habe den Roman siebenmal gelesen. Besucher strömen nach Frankfurt, um dort den schönen, beredten und genialischen jungen Mann zu sehen und zu hören. Eine Generation vor Lord Byron fühlt er sich als Liebling der Götter, und wie jener pflegt auch er poetischen Umgang mit seinem Teufel. Noch in Frankfurt beginnt er mit der lebenslangen Arbeit am ‚Faust‘, diesem kanonischen Drama der Neuzeit. Nach der Genie-Zeit in Frankfurt wird Goethe des literarischen Lebens überdrüssig, riskiert den radikalen Bruch und zieht 1775 ins kleine Herzogtum Sachsen-Weimar, wo er, als Freund des Herzogs, zum Minister aufsteigt. Er dilettiert in Naturforschungen, flüchtet nach Italien, lebt in wilder Ehe – und bei alledem schreibt er die unvergesslichsten Liebesgedichte, tritt in edlen Wettstreit mit dem Freund und Schriftstellerkollegen Schiller, schreibt Romane, macht Politik, pflegt Umgang mit den Großen aus Kunst und Wissenschaft. Bereits zu Lebzeiten wird Goethe eine Art Institution. Er wird sich selbst historisch, schreibt die – nach Augustins ‚Confessiones‘ und Jean-Jacques Rousseaus ‚Confessions‘ – für das alte Europa wohl bedeutendste Autobiographie, ‚Dichtung und Wahrheit‘. Doch so steif und würdevoll er sich auch bisweilen gibt, so zeigt er sich in seinem Alterswerk auch als kühner und sardonischer Mephisto, der alle Konventionen sprengt.“

Soweit Safranski über Johann Wolfgang Goethe. Aber unser Preisträger hat nicht nur über Goethe geschrieben. Er hat auch Dichter und Philosophen porträtiert, die nicht im Verdacht stehen, aus ihrem Leben ein Kunstwerk gemacht zu haben, die eher Beispiele für Widerspruch und Selbstzweifel, für die Entrückung ins Surreale, Menschenferne, Übermenschliche, für Scheitern und Verstummen sind: E.T.A. Hoffmann, Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger. Die Darstellung solcher Anti-Helden ist womöglich noch schwieriger als das Monumentalbild des sicher im Leben stehenden, im Diesseitigen behausten Weimarer Dichters. Sie erfordert noch eingehendere Studien und Vorarbeiten, noch größere Zurückhaltung und Selbstverleugnung des Biographen, noch subtilere Darstellungskunst. Und so komme ich zum zweiten Teil meiner Laudatio, sie gilt Safranski als einem Meister in der Darstellung schwieriger Menschen, komplizierter Gegenstände, düsterer Zeiten.

Ich greife dazu Safranskis Heidegger-Biographie von 1994 heraus, deren Titel „Ein Meister aus Deutschland“ nicht zufällig an Paul Celans „Todesfuge“ anklängt (wo der Tod als ein Meister aus Deutschland bezeichnet wird). Auf diese Weise deutet der Autor an, wie tief Martin Heidegger, der

Denker der Angst, des Todes, der „Geworfenheit“, in das deutsche Geschick der NS-Zeit verstrickt war. (Die Publikation der „Schwarzen Hefte“ hat das ja in jüngster Zeit von neuem gezeigt.)

Safranski ist in seinem Heidegger-Buch etwas gelungen, was vorher nur wenigen gelungen ist (wenn überhaupt): nämlich Philosophie zu erzählen. Das Buch liest sich fesselnd, ohne dass der Autor schwierige Gedankengänge unzulässig vereinfacht und popularisiert. Es schildert die Entwicklung eines Denkens, dessen insistierende Gleichförmigkeit – Heideggers lebenslange Frage nach dem Sein! - Entwicklung eigentlich ausschließt. Und es bezieht in die Geschichte des Denkens die Lebensgeschichte des Philosophen ein: nicht neugierig-entschleiern oder gar die Eigenbewegung des Denkens relativierend, aber doch so eng, dass sein Philosophieren aus den Lebensumständen begreiflicher wird und der Leser es an vielen Stellen nachvollziehen kann.

Auch hier kann ich nur Hinweise geben, die zum Lesen ermuntern sollen. Auf der einen Seite steckt in Safranskis Buch ein Stück Denkgeschichte, sachkundig aufbereitet durch einen studierten Germanisten und Kenner der Philosophiegeschichte. Wir erleben mit, wie Heidegger als „katholischer Philosoph“ beginnt, sich alsbald von dem löst, was er das „System des Katholizismus“ nennt, wie er die Phänomenologie entdeckt, eigene Wege einschlägt, mit „Sein und Zeit“ ein Schlüsselwerk der Philosophie des 20. Jahrhunderts vorlegt – und in der Folgezeit in seinen Publikationen, den systematischen Duktus der Abhandlung immer mehr verlassend, allmählich die Grenzen zwischen Erzählen, Denken, Nach-Denken, Dichten verschiebt.

Wir erleben auch ein Stück Zeitgeschichte: das Heraustreten des jungen hochbegabten Mannes aus der ländlich-friedlichen Vorkriegswelt in Meßkirch; die Erschütterungen des Ersten Weltkriegs; den Aufstand gegen die etablierte akademische Philosophie; den Versuch, die vergessene Ontologie als „Hermeneutik der Faktizität“ neu zu begründen; die jähe Berühmtheit in Zeiten der Weimarer Republik in Marburg und Freiburg; das Verführtwerden (und gleichzeitig das Führen-Wollen!) im Beginn des Dritten Reiches (die Rektoratsrede von 1933 beschwört das „Große im Sturm“; sein Vertrauen in Hitler stützt Heidegger nach eigenem Bekenntnis auf den Anblick der Künstlerhände des Führers!). Später im Dritten Reich dann die langsam sich verbreiternde Distanz, der Rückzug in die Wissenschaft, in die Auslegung von Dichtung, das Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft. Nach dem Krieg der Absturz: der psychisch-physische Zusammenbruch; die Zwangsemeritierung; dann die mühsame Rückkehr zur Universität in den fünfziger Jahren – gleichzeitig wächst das Gedränge der Besucher in Heideggers Hütte in Todtnauberg (von Paul Celan bis zu Rudolf Augstein); seit den sechziger Jahren weltweit die neue Akkreditierung des Verfeimten, Gemiedenen als Philosoph des Jahrhunderts; 1976 der Tod im Geburtsort Meßkirch und – auf eigenen Wunsch – das kirchliche Begräbnis durch den Landsmann, Schüler und Priester Bernhard Welte.

Die persönlichen Pointen und Licher, die Safranski in dieses Panorama hineinsetzt, sind sorgfältig ausgewählt, verschmelzen ganz von selbst mit der Denk- und Zeitgeschichte, wirken nirgends aufgesetzt oder aufdringlich. Es beginnt mit den Ministranten und Läutebuben Fritz und Martin Heidegger in Meßkirch (der Vater ist dort Mesner). Der Konstanzer Münsterpfarrer Conrad Gröber, später Erzbischof von Freiburg, schenkt dem Schüler Martin 1907 die Dissertation Franz Brentanos „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles“. Franz Brentano, ein Neffe von Clemens Brentano, ist der Lehrer Edmund Husserls, also einer der Urväter der Phänomenologie. Zwanzig Jahre später legt Martin seiner Mutter – die ihn wegen seines „Glaubensabfalls“ heftig gescholten hatte – das Handexemplar des soeben erschienenen Hauptwerks

„Sein und Zeit“ aufs Totenbett. Und wieder fast zwanzig Jahre später, im Dezember 1945, sucht Heidegger hilfeschend seinen alten Mentor Conrad Gröber in dessen Amtsräumen in Freiburg auf. Die Schwester des Erzbischofs begegnet ihm und bemerkt mit leise-vorwurfsvollen Spott: „Ach, der Martin isch mal wieder bei uns. Zwölf Jahre isch er nicht gekommen.“ Und Heidegger antwortet verlegen und betreten: „Marie, ich hab es schwer gebüßt. Mit mir ist es jetzt zu Ende.“ – Am Ende wurden die Nachkriegsjahre dann doch nicht so beängstigend und finster für ihn, wie er befürchtet hatte.

Natürlich darf unter den persönlichen Lichtern und Pointen das Kapitel Hannah Arendt nicht fehlen. Safranski behandelt Heideggers „große Passion“ – die sich bis heute mit Romanen, Dramen und Filmen ins Melodramatische ausgeweitet hat – mit Diskretion und Fingerspitzengefühl. (Der Briefwechsel Arendt-Heidegger und Arendts „Denktagebuch“ stand ihm noch nicht zur Verfügung.) Er hat als einer der ersten die Komplementarität des politisch-philosophischen Werkes von Arendt (das Heidegger kaum zur Kenntnis nahm) zu Heideggers eigenem Oeuvre erkannt: Hat doch Hannah Arendt mit ihrem Hauptwerk „Vita activa“ die Ehrenrettung des Praktisch-Politischen, Öffentlichen vollzogen, das für den Philosophen, ähnlich wie das demokratische „Man“, nur eine Form des Unechten, der „Uneigentlichkeit“ war. So konnte Hannah Arendt ihm schreiben, dass ihr Werk nicht hätte entstehen können (Zitat) „ohne das, was ich in der Jugend bei Dir gelernt habe...“ Eine persönliche Widmung, auf einem gesonderten Blatt notiert, schickt sie dagegen nicht ab: „De Vita Activa / Die Widmung dieses Buches ist ausgespart. / Wie soll ich es Dir widmen, / dem Vertrauten, / dem ich die Treue gehalten habe / und nicht gehalten habe, / Und beides in Liebe.“

Noch vieles wäre über den Preisträger Rüdiger Safranski zu sagen, der sich selbst als philosophierenden und diskursiv erzählenden Schriftsteller bezeichnet – über sein ausgedehntes Werk, zu dem nicht nur Biographien, sondern auch systematische Abhandlungen gehören wie der große Versuch über „Das Böse“ (1997) – aber ich breche hier ab. Es ist wohl deutlich geworden, warum und wofür dieser Autor den Josef-Pieper-Preis erhält: für seine Einfühlung, seine Kunst der Vergewärtigung, für sein episches Erzähltalent, seine stilistische Meisterschaft. Wie seine Vorgänger, die Preisträger Charles Taylor und Rémi Brague, hat Rüdiger Safranski die Philosophie aus ihrem Fachgehäuse herausgeholt und durch Übersetzungskunst vielen Menschen nahegebracht. Er hat Interesse geweckt für das Denken – auch für schwierige Denkvorgänge, die sich nicht auf den ersten Blick erschließen. Solche Vermittlung geschieht selten genug. Sie ist ein Ereignis und muss gefeiert werden. Denn nach wie vor ist die Elementarisierung philosophischer Erkenntnisse eine Fähigkeit, über die nur wenige, die über Philosophie schreiben, verfügen.

Beim 90. Geburtstag Josef Piepers im Mai 1994 durfte ich in seiner Gegenwart über seine Sprache folgendes sagen:

„Fast spielerisch entwickeln sich in seinen Büchern die Gedanken – nirgends wird der Leser bedrängt und unter Druck gesetzt ... Das Deutsch dieses Philosophen quält den Leser nicht, es setzt ihm nicht zu, es spricht ihn ruhig an ... Piepers Sprache ist lakonisch genau, durchsichtig, nirgends unnötig schwer oder künstlich leicht – sie hat etwa Ausgeruhtes, Normales. Man spürt die Nähe von Haus und Garten, Umgang und Gespräch. Man fühlt sich an Pascals Wort über

die antiken Philosophen erinnert: ihre philosophischste Seite sei es gewesen, „einfach und ruhig zu leben“.

Diese Komplimente an Josef Pieper darf ich heute, zwanzig Jahre später, an Rüdiger Safranski weitergeben. Ich gratuliere ihm herzlich – gewiss in Ihrer aller Namen – zum diesjährigen Josef-Pieper-Preis.